



2

Schuljahr 1941/42 - 5. Jahrgang

Dieser dauerte nur bis Weihnachten - im Dezember Matura. Wegen Lehrermangel (Einberufungen) mußten wir an Volksschulen unterrichten, ich war Jän. u. Feb. 1942 Lehrer in Flirsch u. im März dann in Zams. April 1942 - Beginn meines Wehrdienstes. Rekrutenzeit in der Oberkrain, Slowenien: Außerst harte 3monatige Infanterieausbildung: Große Hitze, kein Regen, Unterkunft in einem ehemaligen Kloster, sehr schlechtes u. zu wenig Essen, die Wäsche mußten wir selber in dem Fluß Save waschen, kein Ausgang aus der Kaserne, primitive sanitäre Verhältnisse, als Latrinen hatten wir Erdgruben im Kloster- bzw. Kasernengarten.

Juli 1942: Abtransport nach Paris auf den Flugplatz Le Bourget - dort vorwiegend Bewachung des Flugplatzes. Das Essen war nun reichlicher. Wir hatten hier auch Gelegenheit im Flughafenrestaurant zu essen. Da aßen wir öfters auch 2 u. 3 Portionen. Nach kurzer Zeit kannte der Kellner uns ausgehungerte Soldaten und fragte gleich, nachdem er die 1. Portion aufgetragen hatte in gebrochenem Deutsch: "Noch ein Essen?", wobei seine Betonung auf der 2. Silbe des Wortes Essen lag. Nach der entbehrungsreichen Rekrutenzeit in Slowenien war der Aufenthalt in Paris geradezu eine Erholung.

September 1942:

Es geht die Parole (=Gerücht) um, daß wir Paris verlassen sollen. Geht's nach Südfrankreich, nach Italien oder gar nach Rußland? Wir werden auf die Bahn verladen, der Zug fährt, aber keiner von uns weiß, wohin es geht. Eines Nachts bleiben wir in Berlin stehen. Nun ist es gewiß - Rußland will uns haben. Doch vorerst fahren wir auf einen riesengroßen Truppenübungsplatz in Pommern - Groß-Born (Der Herrgott schuf in seinem Zorn den Truppenübungsplatz Groß-Born) Der Ort ist eine sehr große Kasernenstadt. Hier wurden wir in den Wäldern der Umgebung nochmals auf unsere Aufgabe in Rußland gedrillt. Die Stimmung in den Kasernen war ungemütlich, auch wegen der Gewißheit der bevorstehenden ungewissen Zukunft. Wo werden wir in Rußland eingesetzt werden? Hier in Groß-Born wurde die berühmte berüchtigte 6. Luftwaffen-Felddivision zusammengestellt, der auch wir angehörten. Diese hatte mit der stolzen Luftwaffe Görings nur mehr einen Teil der Uniform gemeinsam, das war der blaue Rock u. die Mütze. Wir waren ganz gewöhnliche Infanteristen, die für den Erdkampf in Rußland vorgesehen waren. Unsere Führung hatte uns mit Waffen, Kleidung u. anderer Ausrüstung gut versorgt. Wir besaßen davon mehr als unsere Kameraden vom Heer.

Weswegen war es in Groß-Born noch ungemütlich? Wir wurden neu zusammengestellt, d.h. der größere Teil der Kompanie kannte einander nicht, weil die einen von einem geschrumpften Flugplatz in Dänemark, die andern von einem solchen in Norwegen und wieder andere aus dem Süden kamen. Diese waren alle schon etwas ältere Soldaten, die auf Flugplätzen als Bodenpersonal ihren Dienst taten. Sie führten als solche ein relativ angenehmes Soldatenleben. So mußte mancher, der in Kopenhagen eine Freundin besaß, diese verlassen und einer ungewissen Zukunft in Rußland entgegensehen.

Unsere Kompanie besaß außer Lastwagen auch 30 Pferde mit den dazugehörigen Wagen.

Ende Oktober 1942 begann die Bahnfahrt in das berüchtigte Rußland. 6 Tage waren wir unterwegs. So eine Fahrt ist insofern spannend, weil keiner weiß, ob es mehr dem nördlichen oder südlichen Teil Rußlands entgegengeht. Während der Fahrt war es schon recht kalt. Und da wir in den Viehwaggons keine Heizung hatten und auch unsere warmen Filzstiefel für später aufbewahren mußten, also nicht anziehen konnten, so erfror ich meine Zehen. Diese waren dann durch Jahre hindurch, besonders im Frühjahr wund, eiterten und stanken, besonders wenn ich einige Tage nicht aus den Stiefeln kam.

Unsere Fahrtstrecke säumten schöne, aber auch melancholische Landschaften. Ein Bild aus Litauen ist mir besonders in Erinnerung: Tiefliegende schwere Wolken, Spätherbststimmung, hügelige Landschaft mit Föhren- u. Birken und alle paar Kilometer eine einfache Holzhütte. Einfühlsamen Menschen drückt so eine Stimmung auf das Gemüt und ich fragte mich, ob ich wohl jemals wieder zurück in die Heimat werde fahren können. Unser Transport blieb öfters stehen. Da kamen dann russische Frauen und boten uns Brot, Eier u.ä. für Zigaretten an. In der Nacht des 6. Reisetages waren wir am Ziel, das war W i t e b s k, eine größere Stadt. Hier wurde die gesamte Division ausgeladen. Waffen, Munition, Geräte wurden auf LKW verladen, ebenso auch wir. Es ging auf der Rollbahn (so heißen die Hauptstraßen, die aber nicht asphaltiert sind) nordwärts. Mächtige Birkenalleen säumten den Weg. Dahinter duckten sich die einfachen Bauerndörfer, die Häuser ganz aus Holz gebaut in Form und Größe ähnlich wie ein Pill (Feldstadel) bei uns. Nach ungefähr 50 km erreichten wir das Dorf, in dem sich unser ~~...~~, Troß, unsere Küche und die anderen Nachschub-einrichtungen für längere Zeit niederlassen sollten. Die Front war nahe. Es war bereits dunkel, als wir von den Autos abstiegen.

Gewehre knallten, Leuchtkugeln flogen im Bogen am Himmel entlang. Unsere Gruppe, 9 Mann stark, mit Gewehren u. Munition schwer beladen, verließ das Dorf u. marschierte in die nahe gelegene Stellung. Auf dem Weg dahin erlebte ich erstmals, was dann alltäglich war: Das Pfeifen u. Singen der nahe vorbeifliegenden Gewehr- u. Leuchtkugeln. Nach kurzem Marsch durch Äcker und Gestrüpp standen wir vor einem Erdhügel, davor ein Graben und eine Öffnung in den Erdbau. Das war unser Bunker, den wir durch einige Monate hindurch bewohnen sollten. Die bisher in dem Bau wohnenden Soldaten wurden anderswo eingesetzt. Der Raum war 3 mal 3m in der Fläche u. knapp 2m hoch aus Baumstämmen errichtet und oben mit Erdreich abgedeckt. Die Eingangstür hatte ein winziges Fenster. Ein kleiner Ofen erwärmte den Raum. Auf halber Höhe war er waagrecht abgeteilt. Auf den Pritschen des oberen Teils konnten 5 Mann und am Boden 4 Mann schlafen. Nachts waren ständig 4 Mann als Doppelposten auf 2 Beobachtungsständen. Alle 2 Stunden wurde mit den 4 Mann, die im Bunker 2 Stunden schlafen konnten, gewechselt. Da damals auch in Rußland die mitteleuropäische Zeit galt, dunkelte es schon um 16 Uhr, so daß von da an die Beobachtungsstände schon mit 2 Mann besetzt wurden.

Der Wachtpostenplan für die Nacht:

|                   |                                     |
|-------------------|-------------------------------------|
| 16 - 18 Uhr Wache | 18 - 20 Uhr Aufenthalt<br>im Bunker |
| 20 - 22 Uhr Wache | 22 - 24 Uhr Schlafen                |
| 24 - 2 " Wache    | 2 - 4 " "                           |
| 4 - 6 " "         |                                     |

So hatte jeder Soldat im Winter 4 mal (im Sommer 3 mal) Wache außerhalb des Bunkers jede Nacht zu halten.

Was taten wir tagsüber? Den versäumten Schlaf nachholen, wiederum Posten stehen, den Deckungsgraben ausbessern und erweitern (1 1/2 m tief, 50 cm breit). Die Stellungen der Russen waren einige hundert Meter uns gegenüber. Es herrschte durch einige Monate hindurch der sogenannte Stellungskrieg, d.h. die Front war erstarrt. Wohl wurde täglich hin- u. herüber geschossen, aber es war nicht so aufregend, wie es später kommen sollte. Russische Lautsprecher forderten uns öfters auf zu den Russen überzulaufen. Ein ganz unnützes Angebot.

Verpflegung: Der Troß (Nachschubeinrichtungen), dem auch die Küche angehörte, war einige km hinter der Front in einem Dorf. Nach Einbruch der Dunkelheit konnte sich ein Panjewagen (Pferdegewagen) mit dem Fraß (Essen) in die Nähe unserer Stellung wagen.

Die warme Mahlzeit bestand aus einer Wassersuppe, am Sonntag gab's ein wenig Fleisch.

Das eigentliche Essen war eine magere Marend: Brot, Margarine, Wasserwurst (wenn man sie drückte, tropfte das Wasser heraus), einige Drops als Vitaminersatz u. Zigaretten. Die Verpflegung reichte für uns junge Soldaten nicht aus, wir waren ständig hungrig, auch weil wir nachts nicht durchschlafen konnten. So war es nur natürlich, wenn wir während des Wachstehens auch vom guten Essen, das wir bei der Mutter daheim hatten, sprachen.

In der Nähe unserer Stellung lag ein noch nicht geernteter Erdäpfelacker. Hier versuchten wir in der Dämmerung zu graben. Doch der Russe bemerkte dies u. schoß auf uns einigemale. Die Erde spritzte von den Einschlägen auf, doch es passierte uns nichts, nur ein Geschoß durchschlug den Erdäpfelkübel.

Im Jänner 1943 wurden wir aus der Stellung, in der wir bisher lagen, abgezogen und irgendwo in der Nähe wieder eingesetzt. Diesmal waren wir auf einem Hügel. Auch da gab es keine größeren Gefechte.

#### Spähtrupperkundungen

Diese wurden von Zeit zu Zeit angeordnet. Eine Gruppe mehrerer Soldaten bekam die Aufgabe, möglichst nahe an die feindlichen Stellungen

heranzuschleichen, diese auszukundschaften und wenn möglich einige Russen zu fangen. Einmal war das ein schauriges Unternehmen. In der Abenddämmerung zogen wir mit 3 kleinen Schlitten, beladen mit Maschinengewehren, Handgranaten u. Munition, los. Mit unseren weißen Tarnanzügen stapften wir mit den Schlitten über die hügelige verschneite Landschaft durch den Schnee u. versuchten uns zu orientieren. Wir sollten möglichst nahe, aber doch unbemerkt an die russischen Stellungen herankommen. Da, ein Knall, eine Leuchtkugel erhellt das Gelände, der Feind hat uns entdeckt. Mit Maschinengewehrfeuer werden wir empfangen. Unser Führer, der Kompaniechef bekam Angst u. schrie: "Alles zurück!" Wir keuchten u. zogen an den Schlitten. Immer wieder erhellten feindliche Leuchtkugeln den Himmel, sodaß wir in diesen Sekunden uns in den Schnee werfen u. ruhig bleiben mußten. So schnell als möglich liefen wir zurück. Keiner von uns wurde verwundet. Dieses Umherschleichen an den feindlichen Stellungen war wenig ergiebig u. somit überflüssig. Warum wurden dies trotzdem anbefohlen? Die Eitelkeit und das Streben nach einer Kriegsauszeichnung waren es. An meiner Person dargestellt: Ich machte 20 solche Spähtrupps mit. Dafür gab es für einen einfachen Soldaten das EK II (Eisernes Kreuz 2. Klasse). Hatte nun eine bestimmte Anzahl Soldaten einer Kompanie (ca 100 Mann) dieses EK II,

dann erhielt der Kompaniechef automatisch die nächst höhere Auszeichnung - das EKI

#### Sommer 1943

Die Front war noch immer recht ruhig. Wir konnten gelegentlich die 2-3 km zum Troß zurückgehen und in einem Flüschen baden. Auch mußten wir heuen um für unsere Pferde Futter für den Winter zu haben. Wir taten dies umsonst, im Winter begann der Rückzug (das Heu konnten wir nicht mitnehmen)

#### Partisanenjagd (Partisanen sind Widerstands- oder Freiheitskämpfer)

Monatelang lagen wir in unseren Bunkern und Schützengräben mit wenig Bewegungsfreiheit. Beim Aufspüren der Partisanen durchstreiften wir das Hinterland. Die kleinen Dörfer bestanden nur aus Holzhäusern, die oft nur wenig größer waren als bei uns ein Pill (Feldstadel). Die Dorfbevölkerung ist vertrieben worden u. es lastete eine unheimliche Stille in den Dörfern. Auf den Dorfwegen wuchs das Gras. Auf den Äckern wucherte das Unkraut, aber die Wiesen blühten u. waren von hohen Wäldern eingerahmt, eine schöne Gegend.

Einzelne Russen (Partisanen) hielten sich in den Wäldern versteckt u. leisteten von dort aus Widerstand. Vorwiegend legten sie Minen auf den von uns befahrenen Wegen.

Diesen Widerstandskämpfern mußten wir nachspüren. Natürlich konnten wir keinen von ihnen fangen, aber sie schadeten uns. Einmal durchstreiften wir den Wald, da gab's eine Detonation, mein Nebemann war auf eine Mine getreten. Sein Fuß wurde zerfetzt.

#### Trinkwasser

Es gab nur Grundwasser aus Brunnenschächten, die einige Meter tief waren. Darin lagen auch er-soffene Mäuse, die auf dem Wasserkübel, den wir heraufzogen, obenauf w schwammen

#### Mäuse im Bunker

Zu Weihnachten gab es mehr Brot als üblich, sodaß wir davon einen Vorrat anlegen konnten. Die Brote waren würfelförmig, in der Soldatensprache ist es "der Bims". Damit dieses Brot vor den Mäusen sicher war, hängten wir es an Schnüren an der Bunkerdecke auf.

#### Die Kameraden:

In meiner Kompanie waren Soldaten aus allen Teilen Deutschlands. Außer mir war nur ein zweiter Tiroler da. Wir kamen gut miteinander aus. Die aus dem Bauern- u. Handwerkerstand waren mir lieber als die mit eher geistigen u. künstlerischen Berufen. Erstere waren in unangenehmen Situationen robuster und gleichmütiger als letztere. Manch andere wiederum trauerten ihrem angenehmen Leben nach, das sie als Luftwaffen-Bodenpersonal

in Dänemark, Holland u. in anderen von den Deutschen besetzten Gebieten verbrachten. Freilich machte es einen Unterschied, ob einer so wie ich, 20 Jahre jung war, oder ob er bereits etwas älter war und daheim Frau und Kinder hatte. Ich fand mein Alter passend für einen Frontsoldaten. Meine Mutter war in größerer Sorge um mich, als ich selber um mein Leben bangte.

Der Bunker war meist für eine Gruppe von 10 Mann errichtet. Unser Gruppenführer war der Unteroffizier Klemens Tretter, ein ungebildeter eingebildeter, einfältiger Mensch, mit dem wir monatelang täglich 24 Stunden auf engstem Raum zusammenleben mußten, für uns auch eine psychische Belastung.

Die Latrine aufzusuchen kann gefährlich werden.

Es war Winter. Unsere Stellung mit den Bunkern lag auf einem der vielen Hügel in der russischen Landschaft. Die Gräben in den Stellungen, die Postenstände und die Bunker nahmen sich im Schein des Mondes fast romantisch aus. Wir standen zu zweit auf dem Posten. Einige Meter vor uns schützte uns der Stacheldraht, auch erhellte der Mond die Gegend, sodaß keine Gefahr bestand, daß Russen sich an uns heranschleichen könnten. Es war gegen 2 Uhr in der Nacht. Ich verspürte den Drang, die Latrine aufzusuchen. Da wir zu zweit auf der Wache standen, tat ich dies, obwohl es strengstens verboten war, den Posten zu verlassen.

Die Latrine, nur 5 Meter entfernt, war auch bunkerähnlich. Ich saß mit heruntergelassener Hose auf dem Holzbalken, da kam der Kompaniechef herein. Da ich mit Tarnanzug bekleidet war, wußte er, daß ich nicht so wie er, vom Schlaf aufgestanden war, um die Latrine aufzusuchen. Auf seine Frage, woher ich käme, mußte ich zugeben, daß ich unerlaubterweise den Posten verlassen hatte. Mir stand Unangenehmes bevor. So ein Vergehen kommt normalerweise vor das Kriegsgericht. Der Kompaniechef war erst kurz unser Vorgesetzter, sodaß er mich nicht näher kennen konnte. Am Tag darauf wurde beraten, was mit mir geschehen sollte. Mein Zugführer, ein Kärntner Feldwebel, mit dem ich schon seit der Rekrutenzeit beisammen war, setzte sich für mich ein, sodaß mir die Abschiebung in eine Strafkompagnie erspart blieb. Ich erhielt nur 3 Tage Bau (Arrest). Die mußte ich im nächsten Dorf hinter der Front in einer Dorfsauna (eine kleine Holzhütte) absitzen. Sie war freilich nicht geheizt. Meinen ersten Heimaturlaub erhielt ich im Juni 1943. Mit dem Panjewagen (einfaches Pferdewerk) ging's ins nächste größere Dorf, dann mit LKW in die Stadt Witebsk, von dort mit dem Urlauberzug an die polnische Grenze. Hier war die Entlausungsstation. Während man selber baden konnte, wurden die Kleider mit

14 Heißluft desinfiziert und dabei die Läuse getötet. Nach der Prozedur erhielt man ein Geschenk, das sogenannte Führerpaket - Lebensmittel enthaltend. Die Fahrt ging weiter durch Polen u. die Tschechei u. dann über Wien in die Heimat. Nach 14 Tagen hieß es daheim wieder Abschied nehmen und die Reise ging auf derselben Route zurück an die Front.

#### Läuseplage:

Die ersten 14 Tage an der Front waren wir ohne dieses lästige Ungeziefer und wir glaubten schon, daß wir überhaupt davon verschont bleiben würden. Doch bald juckte die Haut. Wir untersuchten die Unterwäsche und konnten die ersten Läuse aus dem Hemd herausklauben. In der wärmeren Jahreszeit saßen wir vor dem Bunker, zogen uns die Hemden aus und suchten nach diesen niedlichen Tierchen. Tag und Nacht juckte es am ganzen Körper. Während des Postenstehens rieben u. scheuerten wir immer wieder unseren Rücken an der Grabenwand. Wechselte man die Wäsche, dann hätte man meinen können, man wäre läusefrei, aber Hemd u. Unterhose waren gleich wieder von den lieben Tierchen besetzt. Kopfläuse gab es nicht, unsere waren also Kleiderläuse.

#### Die bisher stabile Front gerät im Herbst 1943 in Bewegung - Rückzug 15

Die Führer des 3. Reiches scheuten sich, das Wort "Rückzug" zu gebrauchen. Sie redeten in den Nachrichtensendungen nur von Frontbegradigungen und Absetzbewegungen. Diese vollzogen sich vorwiegend in der Dämmerung u. bei Nacht. So verließen auch wir unsere bisherige Stellung u. unseren Bunker. In einem Dorf rasteten wir. Die Häuser in der Größe eines Pills (Heu-Feldstadels) waren mit Rundholz aufgenolpt, zwischen den Stämmen mit Moos abgedichtet. Es gab nur einen Vorraum u. einen größeren, die Stube mit einem Ofen, in dem auch gekocht wurde. Er war von einem Holzgestänge umgeben u. mit Brettern überdacht. Da hielten sich die Kinder auf und wurden auch Feldfrüchte getrocknet. Direkt unter dem Fußboden lagerten die Kartoffeln. Um sie hervorholen zu können, hob man einfach 1-2 Bodenbretter an. Die Holzhütten, damals nur von Frauen und Kindern bewohnt, waren mit Stroh gedeckt. Es war Spätherbst u. schon etwas kälter. Bevor wir das Dorf verließen, hatten wir zu sorgen, daß die nachrückenden Russen diese Hütten nicht als Quartier benützen konnten. So gab es den Befehl, die Hütten anzuzünden. Es war schon dämmerig, als wir mit der Brandstiftung begannen. Die ärmlichen, aber doch malerischen Hütten waren vom Fichten-u. Birkenwald umsäumt.

Es war eine Idylle u. die hatten wir zu zerstören, Frauen u. Kinder standen mit ängstlichen Gesichtern vor ihren Hütten u. ahnten, was da kommen sollte. Die Strohdächer reichten so weit herunter, daß man sie mit dem brennenden Zündholz erreichen konnte. Im Nu war das Dach in Flammen u. auch die Hütte. Eiris nach dem andern loderte u. erhellte den Abendhimmel u. den nahen Wald. Frauen u. Kinder weinten u. schrien u. bettelten, man möge ihnen doch ein paar Hütten verschonen. Der Anblick dieser verzweifelten Frauen u. schreienden verängstigten Kinder ist mir nahe gegangen, das ist so eine unauslöschbare Kriegserinnerung. Das brennende Dorf im Rücken zogen wir ab. Ringsum war der Horizont von den brennenden Dörfern erhellt, denn andere Soldateneinheiten hatten das gleiche zu tun wie wir. Wir marschieren weiter westwärts u. halten in einem geschützten Wald. Suppe u. Brot wird verteilt u. dann hoffen wir etwas schlafen zu können. Doch nach 2 Stunden gibt es Alarm u. wir müssen weiter. Überall wird gekämpft. Bald hier, bald dort gelingt es den Russen bei uns durchzubrechen. Wir haben zu versuchen, den Gegner aufzuhalten und zurückzudrängen.

Wir erwarten den Angriff am frühen Morgen

Das Gelände ist hügelig, teils Gestrüpp, teils Wiesen u. Äcker. Der Schützengraben zieht sich entlang der Front. Seit Tagen herrscht Tauwetter. Es gibt Schmelzwasser, das in dem gefrorenen Boden nicht versickern kann u. so steht es knöcheltief im Graben. Es ist 5 Uhr morgens u. noch ganz dunkel u. regnerisch. Ich muß einen Wachposten ablösen. Ich staune, er steht barfuß im schmutzigen kalten Wasser. Auf meine Frage, warum er das mache, sagt er, er wolle sich die Füße erfrieren lassen, damit er von hier weg u. in das Lazarett komme, wo er seines Lebens sicher sei. Jede Art von Selbstverstümmelung, wozu auch obiges zählt, wurde bei Bekanntwerden streng bestraft.

Die Russen Greifen an

Vor dem Graben kann man in der ersten Dämmerung in 20 m Entfernung den Stacheldrahtzaun erkennen. Uns wurde schon am Abend vorher gesagt, daß die Russen angreifen werden. So war es auch. Ich hatte das Maschinengewehr zu bedienen. Die Hand am Gewehrabzug, äugte ich nach vorne, ob sich vor dem Stacheldraht etwas bewege. Bald fielen Schüsse. Die Russen lagen schon einige Zeit ruhig vor dem Stacheldrahthindernis. Sie hatten sich nachts lautlos herangeschlichen. Jetzt erhoben sie sich schreiend, liefen durch den Draht auf uns zu,

indem sie immerfort "hurrä" plärrten. Sie bewegten sich nicht gerade schnell u. schossen im Laufen auf uns. Unser Glück war, daß sie kein Maschinengewehr hatten, wohl aber wir. Ich feuerte auf die Gegner vor mir, bis der Gewehrlauf sich erhitzte u. rötlich, also glühend wurde. Ich wechsele den Lauf gegen einen anderen aus, muß dabei, damit ich mir die Hände nicht verbrenne, Asbesthandschuhe anziehen. Das alles muß schnell gehen. Ich schieße weiter, mein Kamerad führt den Patronengurt dem Maschinengewehr zu. Die Russen schreien u. stöhnen, denn wohl die meisten von ihnen sind verwundet oder getötet. Es dürften ca 20 - 30 Mann gewesen sein. Der Angriff wurde von uns abgewehrt. Auch wir hatten Verluste. Ich mußte mit einem weiteren Kameraden einen Schwerverwundeten 2 km zurück zum Verbandsplatz tragen. Wir konnten ihn nur in einer Decke liegend transportieren. Er stöhnte immerfort u. litt an arge Schmerzen.

#### Dezember 1943 - Wieder ein anderer Frontabschnitt

Die Gegend ist hügelig, kein schützendes Strauchwerk vorhanden, vorwiegend Ackerland. Unsere Pioniere hatten Tage vor unserem Eintreffen mit einem großen Pflug einen Graben quer durch die Acker gezogen. Der war 1/2 Meter tief u. unser einziger Schutz gegen den Feind. In Abständen von einigen 100 m waren kellergröße Löcher

ausgehoben u. mit Baumstämmen abgedeckt. Das waren die Bunker für den Aufenthalt, wenn wir nicht in den Gräben waren. Ich stand auf dem freien Feld außerhalb des Grabens. Eine Granate reißt neben mir den Ackerboden auf. Ich werfe mich zu Boden. Eine zweite, dritte u. weitere schlagen neben mir ein, bis es ungefähr ein Dutzend sind, alle in einem Umkreis von 20 m. Ich rechnete damit, daß es mich erwischt. Doch Gott sei Dank war es nicht so. Der Granatenhagel dauerte vielleicht 30 Sekunden. Das sind Momente, in denen man mit dem Herrgott einen Handel abschließt: "Herrgott, wenn Du mich diesmal davon kommen läßt, werde ich . . . . . (So ganz habe ich das Versprechen nicht gehalten, aber mich darum bemüht)

200 m weiter drüben bei der 3. Gruppe fällt das Maschinengewehr aus. Ich solle mit dem meinen den Platz dieses ausgefallenen einnehmen. Ich konnte nur durch den erwähnten 1/2 m tiefen Graben dorthin gelangen. Wegen des Tauwetters war er aufgeweicht, der Morast war knöcheltief. Das empfindliche Maschinengewehr durfte nicht verschmutzt werden, da es sonst nicht funktioniert hätte. Ich mußte also durch den schlammigen Graben kriechen u. dabei das Masch.-Gew. etwas in die Höhe halten, um es vor Schmutz zu schützen. Das war anstrengend.

Während mehrerer Tage konnten wir die Bewegungen u. Tätigkeiten des Feindes gut verfolgen. Die Russen waren ca. 300 m uns gegenüber. Ihre LKW u. Pferdegespanne brachten Geschütze, Munition u. a. Nachschub. Die Soldaten bewegten sich ziemlich frei, sie wußten, daß wir nicht mutwillig auf sie schießen würden, sondern eben nur bei einem richtigen Angriff. Wir dachten, was soll das werden, wenn die soviel Material heranschaffen. Wir waren verängstigt. Die Geschütze der Russen beschossen auch unsere Bunker, die nur mit Baumstämmen abgedeckte Erdlöcher waren. Ein Volltreffer wirbelte die Stämme wie Zündhölzer in die Luft. Einmal in der Abenddämmerung griffen uns die Russen an. Einige konnten in unseren Graben gelangen. Wir wehrten sie ab. Ihre Toten lagen am Rand des Grabens mit aufgerissenem Mund, geöffneten Augen u. starrem Blick.

Die 15,5 Granate verfehlt mich nur 1 m  
(Durchmesser der Granate ist 15,5 cm)

Ich stehe im Graben bei meinem Maschinengewehr u. beobachte den Feind. Unsere Artillerie, die einige km hinter uns liegt, schießt zum Russen hinüber. Plötzlich bewegt sich der gefrorene Rand des Grabens auf mich zu. Nur 1 m vor mir ist ein 2 m tiefer Krater. Was war geschehen? Unsere Geschütze zielten zu kurz, sodaß die 15,5 Granate vor mir einschlug.

Das Erdreich vor mir war sumpfig u. so dämpfte es den Explosionsknall. Die Granatsplitter u. das aufgewühlte Erdreich flogen über mich, da ich doch tiefer stand, hinweg.

Er - nicht ich!?

Ich stehe an der vorher erwähnten Stelle auf Wache, das Masch. Gewehr vor mir. Franz, ein sympathischer Bayer, ist gestern vom Urlaub zurückgekommen. Er zeigt mir das Foto seiner hübschen Freundin. Darauf sagt er zu mir: "Geh du in den Bunker und gurte Munition" (Die einzelnen Patronen müssen in einen Gurt gesteckt werden, der dann dem Masch.-Gewehr zugeführt wird). Das tu ich. Ich bin nur 5 Min. im Bunker, da kommt ein anderer u. sagt: "Den Franz hat's erwischt - Kopfschuß". An der Stelle, wo vor Minuten noch mein Kopf war.

Weihnachten 1943 naht und damit meine  
letzten Tage in Rußland

Wir sind noch immer in der oben erwähnten Frontstellung. Die Gegend ist gar nicht weihnachtlich und auch nicht winterlich, da nur wenig Schnee liegt. Wir sind von Ackern umgeben. Schnee liegt nur in den Furchenvertiefungen. Am Grabenrand glotzen uns die Gesichter der gefallenen Russen an - gar nicht weihnachtlich. Und dann immer die Angst, was

der Russe wohl planen würde, ob es eines Morgens ein Trommelfeuer mit anschließendem Großangriff geben würde, der uns dann den Heldentod oder russische Gefangenschaft in Sibirien brächte.

### Heiliger Abend 1943:

Ein weiterer Rückzug ist angeordnet. Der größere Teil unserer Kompanie hat die Stellung nach Einbruch der Dunkelheit verlassen. Ich bin bei der Nachhut, die aus 10 Mann besteht. Wir dürfen die Stellung erst etwas später verlassen. Kaum sind wir 50 m marschiert, hören wir schon die Russen, wie sie in den gerade von uns verlassenen Graben springen. Woher wissen sie von unserem Rückzug?

Wohin hat unser kleines Häufchen zu gehen?

Wir wissen nur ungefähr die Richtung. Es ist leicht mondhell. Wir gehen quer über die Felder u. erreichen einen Weg, dem wir entlang gehen. Etwas weiter entfernt marschiert eine Kolonne Soldaten in unsere Richtung. Wir sagen: "Das können nur unsere Leute von der 7. Kompanie sein und wir gehen auf sie zu. Sie haben auch Pferdewagen dabei. Wir tragen an unseren Waffen und besonders an der Munition recht schwer und so lege ich, ohne lange zu fragen, mein Masch.-Gewehr auf so einen Panjewagen.

### " Dawei ! Dawei ! "

so ruft einer der Soldaten. Russen, Russen sind es! Sie erschrecken und wir noch viel mehr. Ruck-Zuck reiße ich das Gewehr wieder vom Wagen und ab geht's seitwärts ins Gebüsch. Die Russen schießen uns, nachdem sie sich von dem Schreck erholt haben, nach. Wir wissen nun nicht, in welcher Richtung wir weitergehen sollen. So irren wir durch einen Wald. Ich lehne mein Masch.-Gewehr an einen Baum u. verabschiede mich von ihm. Die andern tun dasselbe. Wozu das Zeug mitschleppen, wenn unsere Zukunft so ungewiß ist. Bald vernehmen wir Lärm u. sehen Lichter, die sich auf einer Wasserfläche spiegeln. Wir sind an dem Fluß Düna. Auf dem Ufer gegenüber wogt der Rückzug unseres Heeres. Uns bemerken die am anderen Ufer nicht. Wir müssen aber hinüber. Wo ist eine Brücke, flußauf- oder abwärts?



Es war ein schaurig schöner Anblick. Wir fanden wieder die Kameraden unserer Kompanie. Kolonnen von Autos, Pferdewagen, Geschützen und Soldaten wälzten sich mühsam vorwärts, eigentlich müßte man rückwärts sagen, denn alles war auf dem Rückzug, noch einigermaßen geordnet, da die Russen nicht so schnell nachdrängen konnten, sie waren durch den Düna-Fluß von uns getrennt. Das war der bisherige Verlauf

des Heiligen Abends 1943

Wie wird es aber weitergehen?  
Werden wir den Rest des Abends und der Nacht in Ruhe verbringen können?  
Eine Hütte wurde uns als Nachtquartier zugewiesen. Müde, hungrig u. übernächtigt legten wir uns auf den bloßen Holzboden u. vertilgten die karge Essensration u. ein paar Weihnachtsbäckereien. Wir freuten uns auf einige Stunden Schlaf. Doch bald hörten wir Stiefelschritte und den Ruf: "A l a r m !"  
Fluchen u. Schimpfen half nichts. Draußen im Schnee warteten schon die LKW; Munitio, Maschinengewehre verstauen, aufsitzen u. ab geht die Fahrt durch die Nacht in der verschneiten Hügellandschaft.

chuck

Bald sind wir am Ziel u. verlassen die Fahrzeuge. Ständig aufsteigende Leuchtkugeln erhellen die Gegend. Wäre nicht Krieg, erhöhten diese Geschoße sogar die Weihnachtsstimmung. Wohin müssen wir? Der Schnee ist von Panzerketten durchpflügt, Kugeln pfeifen, Maschinengewehre rattern, da und dort liegt ein gefallener Russe im Schnee, der eine auf dem Rücken mit geöffnetem Mund, der andere bäuchlings, das Gesicht im Schnee u. mit zerfetzten blutenden Füßen. Ein weiterer Russe liegt unter Staude. In seiner Manteltasche finde ich trockenes hartes Brot u. Munitio.  
Unsere Gruppe wird zu einer Bauerhütte geführt. Ununterbrochen fallen Schüsse. "Wo ist der Russe?" fragen wir. "Überall!" heißt es. Noch ist es dunkel u. wir können uns kaum orientieren. Da schreit einer: "Mich hat's!" Bald darauf ein zweiter: "AU!" Beide hat es erwischt, aber nicht so arg. Der eine hat einen Oberschenkeldurchschuß, dem anderen hat es am Arm erwischt. Sie werden verbunden u. wir anderen beneiden sie. Warum? Ihre Verwundungen nennt man "Heimatschuß", weil der sie wenigstens für kurze Zeit dorthin bringt. Die Schießerei dauert bis zum Morgengrauen. Ich habe die Aufgabe von einem Eck der Hütte aus ein 100m entferntes Wäldchen zu beobachten. Der Morgen wird heller, es sind nur

mehr wenige Schüsse zu hören. Ich bin ungemein schläfrig. Da sag ich zu mir: Leg dich doch eine Weile in das Heu im angrenzenden Stadel. Zuerst aber betest als Morgengebet ein Vaterunser. Das Gebet ist gesprochen u. diesen Moment schlägt im Stadel, in dem ich schlafen wollte, eine Granate ein. Ein Splitter davon verletzt mich am Arm. Wäre ich gleich, ohne zu beten in den Stadel gegangen, hätte mich das Geschoß wahrscheinlich getötet oder schwer verletzt, so aber verhalf mir der Granatsplitter zu meinem "Heimatschuß" Unser Sani (Sanitäter) verband mich notdürftig, er meinte, ich soll allein zum Verbandsplatz gehen. "Aber wo ist der?" Er sagte: "Gehst grad dieser Panzerspur nach, dann kommst schon hin" Es lag ein halber Meter Schnee. Teilweise kroch ich in der Spur u. war so von den Russen nicht so leicht zu sehen. Bald war ich in der Hütte, in die Verwundeten versorgt wurden. Es waren deren viele. Der Arzt war mit der Versorgung der Schwerverwundeten überlastet, sodaß er sich mir wenig widmen konnte. Wohl versuchte er den Splitter herauszuziehen, was ihm aber nicht gelang. Ich wurde mit anderen Verletzten in die große Verwundeten-Sammelstelle nach Witebsk (eine größere Stadt westl. v. Moskau) gebracht. Die vergangenen Tage u. Wochen waren gekennzeichnet von Angst, Lebensgefahr, Hunger, entbehrtem Schlaf, Schmutz u. Dreck. Hier in dem Lazarett war es

hell, sauber u. nach dem langen "Im-Dreck-Liegen" einfach ungewohnt wohltuend. Ich konnte die Nacht durchschlafen, ohne Angst haben zu müssen, daß eine Granate einschlagen könnte u. ohne daß ich wie bisher 3 bis 4mal je 2 Stunden jede Nacht aufstehen und Posten stehen mußte. Und mein Bett war sauber überzogen, nicht wie bisher ein harter Bretterboden. Meine Wunde schmerzte nur wenig. Am 2. Tag meines Lazarettaufenthalts ging ich dem Flur entlang. Aus einem Raum erklang Klaviermusik. Ein Soldat spielte einige Melodien. In normalen Lebenslagen ist das nichts Besonderes. Hier war das anders. Die Musik ergriff mich - ich weinte. Täglich wurden Verwundete in die Lazarettzüge gebracht und ins Hinterland, teilweise bis Polen, gefahren. Auch ich war bald einmal dabei. Die Leichtverwundeten holte man in den Lazarettstationen aus dem Zug, pflegte sie gesund und schickte sie wieder an die Front. So hätte es auch mir ergehen sollen. Meine Wunde wurde vielleicht zu stark verbunden, sodaß die Hand anschwellte. Es sah schlimmer aus, als es tatsächlich war. So wurde ich nicht so schnell wie andere aus dem Zug geholt u. fuhr so bis Minsk. Dort mußte ich aber aussteigen u. kam nur wenige Tage in das Krankenhaus. Auch hier verblüffte mich das helle Zimmer u. das Geborgensein.

02

Die Wunde heilte, und ich wurde einer sogenannten Genesungskompanie zugeteilt. Hier wurden die Soldaten laufend dem Arzt vorgeführt. Die Gesunden erhielten den Marschbefehl zu ihrer Einheit an der Front. Auch ich war an der Reihe. Zufällig benötigte der Arzt einen Schreiber u. fragte mich, ob ich diese Arbeit machen wolle. Selbstverständlich sagte ich zu. So konnte ich meinen Aufenthalt in Minsk einige Zeit verlängern.

Da erhielt ich von daheim die traurige Nachricht, daß mein Schwager Franz samt seinen 3 Kindern im Dezember 1943 beim Bombenangriff auf Innsbruck getötet wurden.

Mein letzter Urlaub lag 8 Monate zurück. So konnte ich neuerlich nach Hause fahren. Nach der Rückkehr nach Minsk war ich mir sicher, daß ich nicht mehr als Arztschreiber tätig sein konnte, sondern daß ich nunmehr an die Front geschickt würde. Ich erfuhr aber, daß meine Einheit, die 6. Luftwaffen-Felddivision aufgerieben (=vernichtet oder gefangen) worden war. Die Überlebenden, so auch ich, sollten zur Ersatzkompanie nach Deutschland geschickt werden. Darüber war ich natürlich ungemein erfreut. Ich marschierte mit Soldaten anderer Einheiten, die auch gerade vom Urlaub zurückgekommen waren, zum Bahnhof. Sie hatten die Fahrkarte nach Osten, zur russischen Front. Meine sollte mich nach Deutschland bringen.

03

Wie beneideten mich die Kameraden, und wie glücklich war ich, daß ich die Strecke, die ich tags zuvor zurückgelegt hatte, nunmehr in Richtung Heimat fahren konnte. Mein Fahrschein lautete auf Saarburg in Lothringen. Dort sollten sich die Reste unserer Einheit sammeln. Das hieß Ersatzkompanie.

In Saarburg angekommen, fragte ich nach der Kaserne. Ich ging über den Kasernenhof, da rief jemand nach mir: "Hallo Ferdl!" Wer war's? Heini, mein bester Kamerad aus Rußlands Tagen. Er war auch vor kurzem nach einer Verwundung mit Lazarettaufenthalt hier gelandet. Da gab's einiges zu erzählen, und wir freuten uns, Rußland entkommen zu sein.

Es war März 1944. Nach dem grausigen Winter im Osten genossen wir den Frühling in Lothringen, zumal man hier vom Krieg wenig spürte. Allerdings waren wir in das Kasernenleben mit dem üblichen Drill eingebunden. Während einiger Tage erhielten wir eine ganz unsoldatische Arbeit. Eine mit Gebüsch bewachsene Straßenböschung mußte gerodet werden. Diese Arbeit befriedigte mich ungemein. Das war das Gegenteil des Kriegshandwerks.

Meine Vorgesetzten drängten darauf, ich solle die Offiziersschule besuchen. Dazu war ich nicht bereit. Zum einen scheute ich die

Verantwortung, die man dann für das Leben der Untergebenen zu tragen hat u. zum andern war ich nie eine Führernatur.

Einen Unteroffizierslehrgang zu besuchen war ich bereit. So kam ich nach Idar-Oberstein, einem netten Städtchen in Rheinland-Pfalz. Auch hier war der Krieg anfangs wenig spürbar. Das änderte sich Juli 1944. Eines Morgens beim Appell wurde uns gesagt, wie der Soldat ab nun zu grüßen habe. Nicht mehr mit Handanlegen an die Mütze, sondern mit ausgestrecktem rechtem Arm. Das war der Nazigruß. Was war der Grund für diese Änderung? Das Attentat auf Hitler in seinem Wolfsschanze-Quartier. Die Nationalsozialisten vertrauten vielen Generälen nicht mehr u. nahmen stärkeren Einfluß in der Wehrmachtsführung.

Im Sommer 1944 war die Landung (Invasion) der Amerikaner an der Atlantikküste Frankreichs zu erwarten (Der 1. Versuch bei Dieppe wurde vereitelt). Sie landeten unter größeren Verlusten an Menschen u. Material. Unser Lehrgang in Idar-Oberstein lief vorerst weiter. Beim täglichen Unterricht hatte ich die Aufgabe, das Vordringen der Amerikaner auf einer Tafel darzustellen. Da ist mir der Name der Stadt Caen besonders in Erinnerung. Unser fast friedliches Kasernenleben mit abendlichem Stadtbummel oder Schwimmbadbesuch wurde bald beendet.

An die Westfront

Wir wurden einwaggoniert und es ging Richtung Frankreich, aber nicht weit. Die Stadt Machern bei Metz war für uns zur Verteidigung vorgesehen. Die Amerikaner waren noch einige Dutzend km von uns entfernt. Als Quartier wurde uns eine Schule zugewiesen. Wir mußten die Bewohner der Stadt evakuieren, besser gesagt vertreiben, denn wohin sie gehen sollten, konnten wir ihnen nicht sagen. Das Vieh der Bauernhöfe am Stadtrand graste herrenlos auf den Wiesen. Die Kühe wurden nicht mehr gemolken. Mit ihren prallen Eutern taten sie mir leid.

Wir mußten uns vergewissern, ob alle Bewohner ihre Häuser verlassen hatten. Bei ihrem Weggang versperrten sie die Türen und schlossen die Fenster. Wie sollten wir so eindringen und kontrollieren? Wir wollten ohne größere Beschädigungen, meist durch die Fenster, in die Häuser gelangen. Diese Rücksichtnahme hätten wir uns ersparen können, denn in den kommenden Wochen wurden die meisten Häuser zerstört oder stark beschädigt. Wir hatten kein Interesse in den Häusern nach Schmuck oder ähnlichem zu suchen. Wohl aber gefiel mir in einem Lebensmittelladen eine Kiste voll Würfelzucker. Die schleppte ich in unsere Schule.

Wann würden die Amerikaner auf uns <sup>3</sup>stoßen?

Da wurde eifrig gemutmaßt und versucht Nachricht zu erhalten. Ein etwas erfahrener Kamerad sagte mir: "Die Amis fahren mit Panzern vor. Wenn sie größeren Widerstand verspüren, dann fahren sie zurück und fordern die Jabos (=Jagdbomber) an. Diese bombardieren und dann greifen die Panzer neuerlich an." So ähnlich sollte es dann kommen.

Die Jabos waren für die Fahrzeuge auf der Straße und Bahn sehr gefährlich. Sie waren schnell, konnten tief fliegen und griffen überraschend an. Angriffe auf Munitionstransporte wirkten verheerend. Da hörte man ununterbrochen die Detonationen u. der dazugehörige Feuerschein erhellte die Nacht. Es war ein grausiges Schauspiel. Auch unsere Stadt Machern war immer wieder Ziel der Jabos. In dem Haus neben unserer Schule war eine Funkstelle, die 2 Mann betreuten. Eine Bombe machte das Haus dem Erdboden gleich. Wir vermuteten, daß die beiden sympathischen Soldaten im Keller verschüttet wurden, ohne daß sie vielleicht verletzt worden waren u. dann wegen Luftmangel ersticken mußten. Für uns eine gräßliche Vorstellung.

Lothringen hat Eisenindustrie. Am Rande unserer Stadt stand ein Stahlwerk. Darin verschanzten sich unsere Leute, um den Ami aufzuhalten. Das gelang nur kurze Zeit. Unsere paar Mann in der Schule bildete den Kompanietrupp.

Wir hatten die telefonische Verbindung mit denen im Stahlwerk aufrecht zu erhalten. Die Drahtleitung war immer wieder defekt (zerschossen) und mußte auch während der Schießereien repariert werden.

Das Rathaus in der Stadtmitte war sehr umkämpft. Bald war der Ami drin, dann wieder wir. Einmal war ich mit einem zweiten Mann als Beobachterposten dort. Ein Ami-Panzer fuhr der Straße entlang u. feuerte auf das Rathaus. Die Granate durchschlug die Mauer u. verletzte meinen Kameraden schwer. Der Oberschenkel wurde ihm fast zur Gänze abgetrennt.

Das Ende naht - gefangen - 30.10.1944

Wir wohnten im Keller der Schule. Eines Morgens hörten wir im Schulhof Tritte, die auf den zahlreich umherliegenden Glasscherben gut vernehmbar waren. Wir wußten sofort: Das sind die Amis. Auch bemerkten wir sie in dem Klassenraum über uns. Dort lagerte unsere Munition, unter anderem auch Panzerfäuste. Unsere Sorge war nun die, daß die Amis mit so einem Geschöß durchg ein Kellerfenster auf uns schießen könnten. Wir saßen auf unseren Betten und stellten vor uns Matratzen, von denen wir genug hatten, als Splitterschutz auf. Wir warteten gespannt. Der Kellerstiegenabgang war Tage zuvor durch Granateinschlag teilweise verschüttet worden. So dauerte es eine Weile, bis die Ami den Weg

zu uns fanden. Der Keller war dunkel. Ein Ami tastete sich mit einer Taschenlampe zu uns vor. Als er uns gewährte, reckten wir die Hände in die Höhe u. er deutete an, wir sollten den Keller verlassen. Dabei bemerkten wir, daß er mit dem Gewehr in der Hand zitterte. Auch er hatte Angst. Droben im Klassenzimmer wurden wir entwaffnet. Einer wiegte meine Pistole lässig in seiner Hand und warf sie mit einem verächtlichen Blick in eine Ecke. Nicht verächtlich zeigten sie sich unseren Armbanduhren gegenüber. Die waren ihre liebste Beute.

Ich bin also als Lehrer standesgemäß in einer Schule gefangen worden.

Sie sperrten uns bis zum Nachmittag in einen Raum des Nachbarhauses. Dann luden sie uns auf den Anhänger eines Jeeps u. fuhren uns in einen vom Käpf<sup>m</sup> heil gebliebenen Nachbarort, vorbei an spazierenden Franzosen. In ihrer Schadenfreude zeigten sie uns die Fäuste, riefen Schimpfworte u. spuckten uns sogar an. Das machte uns wenig aus. Wir freuten uns, daß für uns der Krieg vorbei war und <sup>nir</sup>mit dem Leben davon kamen. Jeder wußte: Eine amerikanische Gefangenschaft ist keine russische. Im Nachbarort gab's die für Gefangene üblichen Verhöre. Sie wußten, daß wir einfache Soldaten ihnen keine militärischen Geheimnisse verraten konnten.

3 Tage lang erhielten wir kein Essen. Dann aber gab's doch sehr gute Verpflegung in Konservbüchsen, wie sie ihre Soldaten auch erhielten. Am nächsten Tag ging's in ein weiteres Zwischenlager. Da durfte ich mit anderen Hilfsarbeit in einer Ami-Soldatenküche machen. Es wurde für ca. 50 Mann im Überfluß gekocht. Die nicht ausgegebenen Speisen (nicht das, was die Soldaten übrig ließen) hatten wir in einen Abfallkübel zu schütten. Das waren: ca. 15 Portionen Rindsbraten, 10 l Öl u. 10 l Omlettenteig. Das alles in einen einzigen Kübel. So praßten die Ami nicht nur in dieser einen Küche, sondern in allen ihren hunderten und das jeden Tag. Wieviele hungrige Mäuler deutscher Soldaten, Gefangener u. auch armer Franzosen hätten damit gefüttert werden können. Nein, die Speisen wurden vernichtet. Vor dem Küchengebäude lagerten etliche gefüllte Kartons mit Lebensmitteln, sie waren etwas durchnäßt u. auch als Abfall bestimmt. Auf einem las ich "Chocolat", also Schokolade. Ich fragte, ob ich so einen 10 kg schweren Karton ins Lager für die Kameraden mitnehmen könne. Ich durfte. Das war das erstemal, daß wir nach vielen Kriegsjahren so eine Köstlichkeit naschen durften.

10  
Nach einigen Tagen ging's mit der Bahn wieder in ein anderes Lager. Am Bahnhof: Aussteigen, Kolonnen bilden (ca 100 Mann), Marsch durch den Ort in Richtung einer Kaserne. Durch das in den letzten Tagen unregelmäßige, ungewohnte u. auch gute Essen streikten mein Magen u. Darm. Ich sollte mal schnell. Keine Möglichkeit. Die strenge Wache ließ es nicht zu. Ich konnte es nicht mehr verhalten. Während des Marsches in der Kolonne knöpfte ich die Hose auf. Schnell einige Schritte zur Seite in den Straßengraben, die Hose blitzschnell herunter u. schon war ich erleichtert. Sofort richteten sich 2 Gewehre der Wache auf mich, ein Sprung u. ich war wieder in der Kolonne. Das war, was die Geschwindigkeit betraf, ein Rekordschiff.

Der Aufenthalt in der Kaserne war nur vorübergehend, ein sogenanntes Sammellager, aber auch ein richtiges Hungerlager. Die Aborte im Gebäude funktionierten nicht, so wurden im Kasernenhof Gräben ausgehoben. Die dienten als Latrinen, besser gesagt als Scheißgraben. Da kam es vor, daß die Ami altes oder verschimmeltes Brot in die Latrine warfen. Sogleich fischten einige Gefangene das heraus, reinigten es von der Scheiße und aßen es. Der Hunger war übermächtig.

11  
Wer von uns deutschen Soldaten noch 1944 gefangen wurde, war günstiger dran als die große Masse, die erst 1945 kassiert wurde. So kamen wir bald in ein Arbeitslager, in dem es halbwegs genug zu essen gab. Die Nahrung, wir sagten "der Fraß" bewegte das Leben allgemein im Krieg, im besonderen aber an der Front und erst recht in der Gefangenschaft.

Im Lager D u g n y von Nov. 14<sup>9</sup> bis Herbst  
1945

Ein kleiner Ort in der Nähe von Verdun in Nordfrankreich. Der Bahnhof hatte ein größeres freies Lagergelände, das sich zum Anlegen von Waren eignete u. mit einem Nebengeleis erschlossen war. Die Amis legten hier ein Lebensmitteldepot an. Die Waren kamen aus Amerika, wurden in französischen Häfen auf die Bahn umgeladen u. hieher transportiert (Mehl, Butter, Zucker, Eier ua.) Von jeder Art Lebensmittel waren es gleich mehrere Waggons voll. In ganz Deutschland gab es damals keine Schokolade. Hier aber traf sie waggonweise ein. Die Nahrung war für die Soldaten bestimmt. Eine Besonderheit, die uns ehemalige deutsche Soldaten als arme Schlucker empfinden ließ, war ihre Frontverpflegung für die Soldaten. Da gab es Kartonpackungen, die für einige Mann die Tagesration mundfertig zubereitet enthielt. Da war drinnen:

Verschiedenes Fleisch in Dosen, Brot, Kekse, Schinken mit Ei (Ham and Eggs), Kuchen, Pudding, Zigaretten und sogar Klopapier. All diese Waren luden wir aus und stapelten sie links u. rechts neben dem Bahngelände. So ein Stapel hatte das Ausmaß eines größeren Heupills. Mit Zeltplanen wurde abgedeckt. Lkw wurden mit kleineren Mengen dieser Lebensmittel wieder beladen, und zu den verschiedenen militärischen Einheiten an die Front geliefert.

Bei Arbeitsschluß wurden wir nach eventuell versteckten Waren unter der Kleidung kontrolliert. Die von uns aufgebrochenen Kartons wurden eingesammelt und ergaben einen ansehnlichen Haufen. Die Amis waren doch wieder großzügig, sie waren ja auch in allem große Verschwender.

Die ersten Wochen konnten wir uns im Wohnlager nicht waschen. Die Lebensmittelstapel waren mit Planen abgedeckt, sie lagen seitlich am Boden auf. Darin sammelte sich, da es viel regnete, Wasser an. Mit dem wollte ich mich waschen. Ich legte das Hemd ab u. begann mich zu waschen. Der Wachposten sah dies u. legte sofort sein Gewehr auf mich an. Ich hatte etwas Verbotenes getan. Die Wachen kannten uns noch zu wenig und wir sie ebenfalls, so mißtrauten sie uns.

Unsere Wachmannschaft waren Neger. Die hatten Achtung oder auch Angst vor uns ehemaligen deutschen Soldaten. Das legte sich später, sie waren eher kindlichen Gemüts. Wir spürten auch, daß sie von den weißen Amerikanern wenig respektiert wurden.

Im Dezember 1944 startete die deutsche Wehrmacht die Rundtstet-Offensive (benannt nach dem General). Die Front war gar nicht so weit von uns weg. Wir konnten den Geschützdonner hören. Da sagte einer von den Wachen zu mir: "Heute du Gefangener, morgen ich!" Der versuchte deutsche Vorstoß scheiterte an der Übermacht der Amerikaner. Die amerikanischen Jabos beherrschten den Luftraum. Die deutsche Luftwaffe gab es nicht mehr. Der Krieg war für uns längst verloren. Trotzdem wurde weitergekämpft.

#### Unser Wohnlager

Man stelle sich vor: Ein abgeernteter Kartoffelacker, täglich Regen, kaltes nebliges Novemberwetter und auf dem Acker 100 Gefangene, von denen jeder nur eine Dreiecksplane (Seitenlänge 1,5 m) der deutschen Wehrmacht besitzt. Je 4 Mann sollen sich zusammensetzen u. ein 4-Mannzelt auf dem morastigen Erdboden aufstellen, nur um darin schlafen zu können. In der Mitte des Ackers steht die Feldküche, nur notdürftig gegen Regen geschützt.

Also zuerst stellten wir die 4-Mann-Zelte auf. Die obere Schicht des ~~X~~ aufgeweichten Bodens räumten wir mit Blechbüchsen beiseite (Schaufeln gab es keine). In die kleine Vertiefung legten wir Pappkartons, darauf schiefen wir. Der Zeltboden war quadratisch u. hatte 1,5m Seitenlänge die Höhe war 1,2m. Wir konnten nur hineinkriechen u. uns niederlegen. Ein Stehen war nicht möglich. Nach der Rückkehr von der Arbeit war es bereits dunkel. Wir holten unsere Suppe, löffelten sie stehend im Freien u. ~~✓~~ verkrochen uns danach in das enge Zelt. An unseren Schuhen haftete Ackererde u. sie waren ständig naß, da wir sie nirgends trocknen konnten. Unsere Füße waren ebenfalls naß. Die Fußlappen legten wir nachts auf unseren Bauch zum Trocknen. Wir waren so eng beisammen, daß alle 4 gleichzeitig nur auf der rechten oder linken Körperseite liegen konnten. Nach Wochen erhielten wir ein größeres Zelt, wo wir die Mahlzeiten einnehmen konnten. Der Morast auf den Lagerwegen war unvorstellbar. Wenn die Schuhe nicht gut geschnürt waren, blieben sie in der zähen Erde stecken, und man machte den nächsten Schritt barfuß. Im Winter erhielten wir Baracken u. konnten die Erdlöcher verlassen. Der Winter war mild u. regnerisch. Im Frühjahr gab's noch eine größere Baracke als Ess- u. Aufenthaltsraum. Die Lagerwege wurden geschottert, sodaß unsere Schuhe sauber blieben.

Über den Verlauf des Krieges informierten uns amerik. Zeitungen. Ende April u. Anfang Mai wurden die K.Z.-Gräuel der Nazi aufgedeckt. Wir wurden von den Ami jetzt etwas strenger behandelt, das Essen wurde schlechter, sie sahen in uns die Nazi, so als ob wir für die Zustände in den Konzentrationslagern mitverantwortlich gewesen wären.

Freizeitgestaltung: Im Sommer durften wir in einem nahe gelegenen Kanal, von denen es in Frankreich viele gibt, schwimmen u. baden. Fußballspielen oder andere Sportarten waren uns nicht möglich. Sangesfreudige bildeten einen Männerchor.

Wann werden wir entlassen? Das war unser neuer Gesprächsstoff. Es gab wieder ein Österreich u. ein kleiner Teil der Lagerinsassen waren deren Staatsbürger. Immer wieder kursierten Parolen (Gerüchte), die Österreicher würden früher als die Deutschen entlassen. Es fuhr im Sommer ein Transport mit Österreich-Heimkehrern an unserem Bahnhof vorbei. Doch aus einer Bevorzugung der Österreicher wurde nichts draus. Warum auch? Wir waren genau so für oder gegen den Hitler wie die Deutschen.

Im Herbst 1945 wurde unser Verpflegungsdepot in Dugny aufgelassen. Also hätten die Ami uns entlassen können. Nein, daraus wurde nichts. Wir packten unsere Sachen in einen Seesack, bestiegen die LKW u. ab ging die Fahrt

in Richtung Osten, also Deutschland. So ~~ix~~ wie bei der Wehrmacht, wo einem nie gesagt wurde, wohin der Transport fährt, so war es auch hier. Wir konnten nur vermuten, ob wir doch entlassen würden, oder ob wir weiter zu arbeiten hätten. Die Fahrt war eine Abwechslung in unserem bisherigen Gefangensein. Ein besonderes Erlebnis war der Grenzübertritt ins Saarland. Die Sauberkeit u. freundliche Atmosphäre beeindruckten uns. Die französischen Dörfer waren doch weniger gepflegt, ja geradezu schlampig. Gegen Abend durchfuhren wir Ludwigshafen. Ein schauriger Anblick: Bombenruinen, gähnende leere Fensterhöhlen und menschenleere Straßen. Weiter gings dem Main entlang. Einer unserer Kameraden, der Leo, war in der Gegend zu Hause. Er glaubte an eine baldige Entlassung. Tatsächlich fuhren wir an seinem Elternhaus vorbei. Den Seesack mit seinen Habseligkeiten hielt er schon vorher bereit u. warf ihn dann in den Vorgarten seines Hauses. Die Eltern werden über den Fund gestaunt haben.

In der Nacht war das Fahrtziel erreicht: Ein Wiesengelände mit größeren Zelten bestückt, alles mit Stacheldraht umzäunt. Wo waren wir? Neben Hitlers Reichsparteitagsgelände i n N ü r n b e r g. Wir bekamen die gleiche Arbeit wie in Frankreich. Das Lebensmitteldepot befand sich direkt im Reichsparteitagsgelände.

77

Darin war auch ein Bahnhof. Die deutschen Vertriebenen aus Polen, Ostdeutschland u. der Tschechei kamen hier durch. Ein trauriger Anblick! Mit nur 20 kg Gepäck wurden sie auf die Bahn verfrachtet, nachdem sie Haus u. Hof zu verlassen gezwungen worden waren.

Eines Abends nach der Arbeit hieß es: "Alle Mann hinaus auf den Appellplatz! Oberkörper frei machen, Arme in die Höhe!" Ami u. Wachposten begutachteten die Hautstelle neben der Achselhöhle. Was suchten sie? Die eintätowierte Nummer der Blutgruppe des Betreffenden. Sie fanden sie allerdings nur bei wenigen. Und die, die sie hatten waren SS-Soldaten. Die SS-Männer waren - nicht alle - eher grausame Krieger (auch gezwungenermaßen). SS-Leute führten die Konzentrationslager. Was geschah mit ihnen. Sie wurden verhört, nach ihrer Vergangenheit befragt u. in den Bau (= kalte Unterkunft, Hungerleiden) gesteckt. Normalerweise war man freiwillig bei der SS. Aber gegen Kriegsende wurden ganz junge Soldaten in diese Einheit gezwungen, sie hatten nichts Unrechtes getan. Leider machten die Ami keinen Unterschied zwischen den echten u. den anderen SS-lern

Eines Morgens warteten vor unseren Zelten eine Menge Ami-Soldaten mit Panzern u. Kriegsfahrzeugen. Sie begleiteten uns die 10 Minuten zur Arbeitsstelle. Warum dieses Getue u. dieser kriegerische Aufwand? In der Nähe war

ein Gefangenenlager mit SS-Leuten. Die durften nicht arbeiten. So verschafften sie sich selber eine. Sie gruben einen unterirdischen Gang von ihrem Lager nach außen, um flüchten zu können. Bevor es soweit war, wurde alles entdeckt. Die Ami glaubten nun, wir hätten mit denen von der SS gemeinsame Sache gemacht, also daß wir denen irgendwie geholfen hätten. Daher die Panzerbegleitung an diesem Morgen.

Das Frühjahr 1946 kam u. damit auch unsere baldige Entlassung. Für die geleistete Arbeit wurden uns sogar etliche Dollar gutgeschrieben (nicht bar bezahlt). Auch erhielten wir doppelte Kleidung (als 2 Hosen, 2 Anoraks, 2 Paar Schuhe usw.). Es war Soldatenkleid, aber neu u. schwarz gefärbt. An der Rückseite prangte deutlich in weißer Ölfarbe das P W (= Prisoner of War), also Kriegsgefangener. Dieses Markenzeichentrugen wir ja schon bisher. Die Klamotten eines jeden von uns füllten 2 Seesäcke, außer denen am Leib getragenen.

So schnell sollten wir aber nicht freikommen. Die Fahrt ging auch wieder mit Bewachung nach Süden. Im späteren Leben hat mich keine noch so schöne Reise so bewegt, wie diese. Warum? Kannten wir doch seit eineinhalb Jahren nur Lager u. sahen sonst nichts. Hier auf dieser Fahrt erlebten wir den Frühling entlang der Bahnstrecke: Blühende Wiesen, Bauern beim Pflügen u. Anbauen, weidende Rinder, dunkle Wälder, schmutzige Dörfer, kurz ein friedliches Land.

Nächste Station: Bad Aibling in der Nähe von Kiefersfelden. 3 Wochen weiteres Lagerleben mit Nichtstun. Die Österreicher wurden von den Deutschen getrennt. Durch einen Lautsprecher konnten wir den Kriegsverbrecherprozeß gegen die Nazigrößen in Nürnberg verfolgen. Das war die einzige Abwechslung. Noch keine Entlassung!

### 3. Station: Hallein in Salzburg.

14 Tage Aufenthalt. Die Steirer u. Kärntner (englische Besatzungszone) unter uns konnten bald das Lager verlassen u. waren frei. Die Salzburger (amerik. Besatzungszone) ebenfalls, u. sogar die Wiener u. Niederösterreicher (russische Besatzungszone) fuhren ungehindert nach Hause. Nur wir Tiroler durften nicht (französische Besatzungszone). Die Franzosen waren so "lieb", holten uns in einem Fahrzeug in Hallein ab u. luden uns in der Reichenau in Innsbruck aus.

Das war die 4. Station. Noch immer gefangen. Befehl der Franzosen: "Jeder Mann hat den Inhalt seiner beiden Seesäcke vor sich auf den Boden zu leeren!" Mehr als die Hälfte unserer neuen Kleidungsstücke nahmen sie uns weg. Also darum waren sie so "lieb" daß sie uns in Hallein abgeholt hatten. Die Kleider hatten in dieser Notzeit einen enormen Wert. Uns blieb nur der Inhalt eines mageren Sackes voll. Seit Jahrzehnten hab ich deswegen noch immer eine schlechte Meinung von den Franzosen.

Was ist aus den Dollar-Guthaben für unsere Arbeit geworden? Das ist in den 4 Entlassungsstationen jedesmal gekürzt worden. Zuletzt gab es noch einen für den österr. Staat aber nicht für uns günstigen Umrechnungskurs in Schillingen.

Das mit dem Arbeitslohn u. der von den Franzosen gestohlenen Kleidung ist im Grunde ja eine Lappalie. Aber es zeigt, wie mit rechtlosen Gefangenen umgegangen werden kann.

Im Leben ist alles relativ. Ich muß unsere bzw. meine Gefangenschaft mit jenen vergleichen, die sie bei den Franzosen oder gar bei den Russen verbringen mußten. So gesehen war meine Gefangenschaft ein Erholungsaufenthalt.

Ich hab die Kriegsjahre gesund überstanden, ich hatte das ideale Alter für einen Soldaten - jung u. etwas unbeschwert. Die Sorge der Eltern um mich war größer als meine. Ich möchte die Kriegsjahre nicht missen. Nach Jahrzehnten danach prägen sie mich heute noch, einfach aus Dankbarkeit, mit dem Leben davongekommen zu sein.

*Fred Goepfer*

*im Juni 1946*

Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft meldete ich mich bei der Schulbehörde in Landeck. Es wurde mir zugesagt, daß ich im Herbst 1946 in See im Paznaun an der Volksschule anfangen könne. Eine Woche vor Schulbeginn hieß es "Kommando zurück!" Ich durfte also doch nicht anfangen. Warum? Ich hätte, wurde mir gesagt, eine für die damalige NS-Zeit gute Dienstbeschreibung (Die ideologische Gesinnung war fast wichtiger als das fachliche Können), das hieß also, ich war ein kleiner Nazi. Im Spätwinter 1942 inspizierte mich der Bezirksschulinspektor an der Zammer Volksschule, wo ich kurz-e Zeit unterrichtete. Er sagte sich, der junge Lehrer (ich war erst 18 Jahre alt) hat in der Hitlerzeit die Lehrerbildungsanstalt besucht und muß also passen, d.h. er ist ideologisch sicher auf NS-Kurs. Ich wußte von dieser meiner Beurteilung nichts (Der Schulinspektor war ein gütiger Mann und meinte es gut mit mir). Doch in der Nachkriegszeit verkehrte sich meine gute Beurteilung in das Gegenteil. Ich war nach damaligem Sprachgebrauch "belastet"

Ich mußte auf eine Anstellung warten. Im Dez. 1946 wurde mir gesagt, ich könne nun unterrichten. Mir wurden die Schulen Ochsengarten, Plangeroß u. Jerzens angeboten, Ich entschied mich für die letztere.

die

setzen  
Zimmer  
und  
Umsetz  
B

Die Schule war zweiklassig. Die 1. Klasse umfaßte die 1. bis 3. Schulstufe, die 2. Kl. die 4. bis 8. Schst. Wie üblich unterrichtete eine Lehrerin die unteren und der Lehrer die oberen Schulstufen. In meiner Klasse waren 47 Kinder (damals eine normale Klassenschülerzahl).

Verschiedene Umstände erschwerten das "Schulhalten" in den Nachkriegsjahren sehr: Meine mangelhafte u. um 1 Jahr verkürzte Berufsausbildung an der Lehrerbildungsanstalt (häufiger Lehrerwechsel, Unterrichtsstundenausfall, vormilitärische Ausbildung in der Hitlerjugend u. zuviel Sport anstelle der Fachschulung), weiters keine Schulbücher (die bisher verwendeten waren n.s.-verseucht u. sind vernichtet worden), fast keine Schreibhefte (gab es nicht zu kaufen, nur Restbestände von früher vorhanden), eine Schulwandtafel teilweise ohne Lackierung, sodaß auf dem bloßen Holz geschrieben werden mußte (für eine Dose Lack konnte ich erst im folgenden Jahr einen Bezugsschein bei der Behörde erwerben); fast keine Tafelkreide (die besorgte ich mir bei einem bekannten Universtitätshausmeister, der sie selber fabrizierte).

So sagte ich mir ernsthaft: "Ferdinand, du hast den Beruf verfehlt, wie sollst du unter diesen ungünstigen Umständen 47 Schüler beschäftigen und unterrichten?" Es war ein körperlich u. geistig anstrengendes "Schulhalten".

Hätten wir Lehrer damals nur einen Bruchteil der Unterrichtsmittel gehabt,

wie sie heute vorhanden sind, wäre der Unterricht leichter gewesen u. wir hätten die Kinder besser fördern können,

Im Jahre 1909 besuchten in Jerzens 80 Schüler die Volksschule. Alle 8 Schustufen wurden in einer Klasse unterrichtet. Da galt als erstes Disziplin u. dann erst Lesen und Schreiben.

